

Der verlorene Sohn.

Im Hause Malsen war die Christbescherung vorüber. Der Papa saß mit Mama und den drei Kindern — die aber eigentlich niemand mehr „Kinder“ zu betiteln gewagt hätte, denn es waren ein junger, neunzehnjähriger Herr und zwei Fräulein, die beide auch schon vollständig „repräsentationsfähig“ waren — im Salon, durch welchen das würzige Aroma des Christbaumes und der Duft der eben abgelöschten Kerzen desselben zog. Man trank Thee und plauderte dazu in jener natürlichen Gemüthlichkeit und einfachen Herzlichkeit, wie sie nur in einer christlich geordneten Familie möglich sind.

„Du hast deine Hand diesmal sehr weit aufgethan, Papa,“ sagte die Hausfrau zu ihrem Manne mit einem Blick auf Sohn und Töchter, „und wir müssen schon recht brav sein, um dir's gebührend zu danken; nicht wahr, Kinder?“

„Ja, wir haben unzweifelhaft den besten Papa von der ganzen Welt,“ versicherte die Jüngste, die achtzehnjährige Bertha.

„Darauf soll ich nun natürlich erwidern: ‚Und ich habe die besten Kinder der Welt‘; nicht wahr?“ fiel ihr der Vater ins Wort. „Nun ja, ich bin zufrieden mit euch, ich darf es wohl sagen. Aber in einer andern Richtung habe ich einen Wunsch, der nicht erfüllt ist, und der, solange er es nicht ist, mich nie ganz froh und ruhig werden läßt. Und — ich weiß nicht, warum — gerade heute steht mir die Sache immer vor Augen.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Wir sind jetzt so glücklich beisammen; wer weiß, wie es ein andermal steht! Darum sollt ihr heute etwas darüber erfahren, was mir vor jetzt fünf Jahren begegnet ist.“ Und indem alles lauschte, erzählte er:

„Ihr wißt es ja selbst noch, Kinder, daß wir vor jener Zeit noch nicht vermöglih waren. Ich war Bauführer, und der Gehalt hat knapp ausgereicht; nicht wahr, Mama? — und das